

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 31 (1927-1928)
Heft: 8

Artikel: Tante Trudchen
Autor: Chappuis, Edgar
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-665109>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 21.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Pfirsiche, Orangen u. a. feilgebieten. Ähnlich wie in Riobamba erscheint auch hier bei der Ankunft eines Zuges fast die gesamte Bevölkerung am Bahnhof, nicht nur die unzähligen Händler, sondern aus reiner Neugierde oder Langweile auch eine große Zahl von Müßiggängern jeden Alters und Geschlechtes.

Unmittelbar nach Ambato beschreibt der Zug eine große Kurve, und nun erst gewahrt man, daß die den Ort umgebende Gartenlandschaft nichts weiter ist als eine nur wenige Kilometer lange Oase in der



rundherum von Vulkanstaub Quito. Hauptplatz mit Kirche (links) und Regierungsgebäude (rechts). bedeckten Hochebene. Und da

der Wind gerade sehr kräftig wehte, mußten wir schleunigst die Wagenfenster wieder schließen. Trotzdem drang auch hier der feine Vulkanstaub durch alle Ritzen des Wagens herein, während die Sandwirbel vor den Fenstern jede weitere Aussicht verunmöglichten. Unterdessen wand sich der Zug aus der Mulde von Ambato wieder langsam in die Höhe parallel zu dem tiefeingeschnittenen Rio Cutuchi (sprich: Cututschi), bis er um die Mittagsstunde endlich das 200 Meter höher gelegene Städtchen Latacunga erreichte. Hier gab's einen längeren Aufenthalt zur Einnahme des Mittagessens.

Die Nachmittagsfahrt nach dem etwa 70 Kilometer entfernten Quito ließ den Eindruck der Öde, Dürre und Unfruchtbarkeit, den die gesamte Reise durch das Latacunga-Becken erweckt, noch deutlicher hervortreten. Der größte Teil des Bodens liegt wüst und unbebaut, sei es, daß er sich seiner Zusammensetzung wegen überhaupt nicht zum Ackerbau eignet, sei es, daß es an der nötigen Bewässerung fehlt. Von besonderem Interesse ist die Entstehungsgeschichte der interandinen Hochbecken, zu denen selbstverständlich auch die Mulde von Lata-

cunga gehört. Ihre Bildung ist auch heute noch nicht völlig abgeschlossen, und so kann man leicht verfolgen, in welchem Maße der Wind bei den Bodenablagerungen beteiligt ist. Durch die Vulkanausbrüche des benachbarten Cotopaxi werden nämlich fortgesetzt große Staubmassen in die Höhen geworfen, die dann von den Winden erfasst und nach dem Becken von Latacunga verfrachtet werden. Dort fallen sie zu Boden, werden durch die Pflanzendecke zum Teil festgehalten und durch die nächsten Niederschläge mit dem Boden verfestigt. „So legen sich“, bemerkt Meyer „ohne Unterlaß äolische Schichten zwischen die fluvialen Ablagerungen der Venidas (sog. Schlammströme) und Wähe und erhöhen den Boden stetig. Es ist die Fortdauer des Vorganges, der einst, als auch die andern Vulkane des Hochlandes noch tätig waren, und als eine Periode reicher Niederschläge ihre Wirkungen ausübte, in noch viel größerem Maße als gegenwärtig die Ablagerungen aufschichtete, von denen dieses wie die andern zwischen beiden Nordifferenzketten liegenden großen Talbecken angefüllt ist.“ (Fortsetzung folgt.)

Tante Trudchen.

Von Edgar Chappuis.

Die weißen, blassen Hände im Schoße gefaltet, saß sie vor ihrem Wiedermeierarbeits-tischchen am Fenster und schaute versunken in das Schneetreiben hinaus. Vor ihr auf dem

Tisch lag die angefangene Strickarbeit, ein brauner Wollstrumpf für ihr fünfjähriges Nichten Lisbeth, das nun draußen mit den Brüdern Schneebällen warf und herumtollte,

daß ihr frohes Kinderlachen durch die eisblumengeschmückten Fenster bis zur alten Tante Trudchen heraufschallte.

Diese lächelte. Es war ein müdes, welt-ergebenes Lächeln, bei dem sich die Falten um den schmalen Mund nur etwas in die Länge zogen. Einst war auch dieser Mund frisch und rot gewesen und hatte es verstanden zu küssen. Doch jetzt! Ach Gott! Wie alt sie schon geworden war. Das spärliche, glattgescheitelte Haar war weiß und über den Schläfen schon beinahe gelblich. Die einst strahlenden blauen Augen waren rot umrandet und hatten sich wie scheu in ihre Höhlen zurückgezogen, als hätten sie schon zuviel von der Außenwelt gesehen.

In dichten Flocken fiel der Schnee und türmte seine weiße Masse immer höher auf die kleinen Vorstadtstraßen und die Gärten. Jetzt stand unten vor dem Hause ein hochbeiniger Schneemann, das Werk der Kinder. Tante Trudchen mußte an ihre längst verfllossene Kindheit denken, wo auch sie herumgetollt und des Lebens schönste Zeit genossen hatte.

Die Jahre waren gekommen und hatten hier etwas Frische und dort etwas blühende Farbe mit sich genommen. Ehe sie es sich gedacht, war sie runzelig und verbraucht geworden. Sie hatte Zeit ihres Lebens wenig an sich denken können, die liebe, gute Tante Trudchen. Erst war es die franke Mutter gewesen, die sie in aufopfernder Liebe gepflegt, und als diese gestorben, hatte ein jungverheirateter Bruder sie zu sich genommen, um zum Rechten zu sehen in Haus und Garten. Was sie selber für Wünsche hege, hatte sie niemand gefragt, und Tante Trudchen hatte sich gefügt, weil es wohl nicht anders sein konnte. Doch einst, da hatte auch sie im Verborgenen geliebt; aber nur bescheiden nach ihrer Art. Er war hübsch und jung gewesen wie sie. Als Sohn wohlhabender Eltern stets gewohnt, seinen Willen durchzusetzen, war er bald ins Ausland gezogen, um die Welt zu sehen. Tante Trudchen hatte zu Hause gewartet und gehofft, leider umsonst. Denn eines Tages war er verlobt heimgekehrt, ohne mehr einen Blick für sie übrig zu haben.

Die Zeit war verstrichen, und nie müßig hatte Trudchen ihre Pflicht erfüllt. Von Bruder und Schwägerin und den heranwachsenden Kindern geliebt, war sie da gewesen als etwas Selbstverständliches, gleichsam zum Inventar des Hauses Gehörendes.

„Tante Trudchen hier, Tante Trudchen dort!“ Den ganzen Tag hatte man etwas von ihr gewünscht und verlangt, und immer war sie zu Diensten gewesen, als verstehe es sich von selbst. Dabei war sie unmerklich älter geworden. Ja, die Kinder behaupteten, sie sei wohl nie richtig jung gewesen.

Wie es draußen schneite, und die Kinder jubelten! Wieder lag der Strickstrumpf zwischen ihren mageren Fingern und wuchs mit jeder Masche. Lisbeth mußte ihn bald bekommen; denn die Kleine brachte stets nasse Füße mit heim. Doch wollte die Arbeit heute gar nicht recht vorwärts gehen. Immer wieder hielt Trudchen im Stricken inne und sann vor sich hin.

Vierzig Jahre waren nun seit jenem Tage vergangen, wo er von ihr Abschied genommen, ein unternehmungsfrohes Leuchten in den dunklen schönen Augen. Ob es Heinrich jemals wirklich gefühlt, wie lieb sie ihn gehabt? Sie wußte es nicht. Sie hatte es ihm ja nie zeigen dürfen in ihrer blumenhaften Schüchternheit. Dann war er außer Landes gefahren und mit der andern heimgekehrt. Sie selber durfte dann noch Brautjungfer sein und beim Erstgeborenen Patin stehen. Heinrich war mit der andern glücklich geworden. Das wußte sie und gönnte es ihm auch. Aber ein ganz klein wenig wehtat es noch heute, obgleich man ja nie davon sprechen, geschweige es sich anmerken lassen durfte. Jetzt war man kurzweg Tante Trudchen: Hausfrau, Mädchen für alles, Kinderfräulein, Beraterin der Jugend und Strümpfestrickerin. Es brauchte zu all diesen Ämtern ja auch Liebe, aber eine Liebe anderer Art, bei der ihre eigenen Wünsche in den Hintergrund zu treten hatten.

Es dunkelte schon. Draußen brach die Dämmerung grau und schattenhaft herein, und es war angenehm, im gemütlich warmen Zimmer mit den altvertrauten, von den Eltern ererbten Stilmöbeln und den Familienbildern an den getäfelten Wänden zu sitzen. Die Stunde des Sinnens und Träumens brach an, die Stunde zwischen Tag und Nacht, wo Tante Trudchens Gedanken zurück zu wandern pflegten.

Mit zitternder Hand zog sie die kleine Schieblade des Arbeitstischchens heraus und kramte in einem Geheimfach. Dann fand sie das Bild, nach dem sie gesucht, und hielt es lange vor die schwachen Augen. Genau so war er damals gewesen, als sie ihn heimlich geliebt. Der

keimende Glaum auf der Oberlippe, die kühn blickenden Augen, das reiche, wellige Haar über der hohen Stirn. Sie mußte lächeln. Jetzt war er fast kahl.

Ach, die grausame unerbittliche Zeit! — Ihre Runzeln vertieften sich wehmütig. Aber liebte sie ihn nicht noch heute, den Heinrich von damals, die Liebe ihrer Jugendtage? Mit der Hand fuhr sie sich über die Stirn, als habe sie sich bei einem unerlaubten sündigen Gedanken erkappt.

Mutter, nahm das Mädchen auf den Schoß und erzählte ihm ein Märchen. Die Tränen waren bald versiegt. Das Kindermäulchen plapperte wieder und schon begannen die festen Beinchen zu zappeln, weil sie wieder hinauswollten.

Tante Trudchen saß allein im dunkeln Zimmer, das Strickzeug in den Händen. Was nützte das Grübeln und Sinnen? Es war ja alles vorbei!

* * *



Zumdorf an der Furka (Urserental).

„Tante Trudchen, Tante Trudchen, au au! —“ heulend kam es hereingestolpert, verweint, beschmutzt, in kindlichem Schmerz aufgelöst.

„Tante Trudchen! der Karl hat mir einen Schneeball ins Gesicht geschmissen, nun brennt es so ... uuuuhhh! —“

Das alte Fräulein, das nur noch schnell Zeit gefunden hatte, die Photographie in die Schieblade gleiten zu lassen, mußte nun der kleinen Elisabeth die Tränen abwischen, ihr das zerzauste Kleidchen zurecht strecken und an anderes Leid denken. Sie tröstete lieb wie eine

Im Wohnzimmer brannte die Lampe und verbreitete einen freundlichen Schein. Trudchen lief mit der Magd geschäftig hin und her und deckte den Abendbrottisch für die zahlreiche Familie; denn die Mutter befand sich heute im Kaffeekränzchen des Frauenvereins und kam erst gegen acht Uhr heim. Ihr Bruder würde aber bald aus dem Geschäft heimkommen und konnte nicht warten, da er nachher eine Sitzung hatte. So lagen wieder einmal alle Sorgen des Hauses auf dem alten Fräulein. Doch es war ganz zufrieden damit; denn es hatte

auf diese Weise keine Zeit, seinen unnützen Gedanken nachzuspinnen.

Schon kamen die Kinder von draußen herein, und Tante hatte dafür zu sorgen, daß sie die warmen Hausschuhe anzogen. Nach wenigen Minuten kam Anna, die Älteste, aus der Tanzstunde, ganz erregt und froh; denn sie hatte mit „ihm“ tanzen dürfen. Dann saßen sie um den Tisch; der Vater mißmutig, zerstreut, an sein Geschäft denkend, ärgerlich über ein Mißgeschick, das ihm heute nachmittag zugestoßen, löffelte unzufrieden die Suppe, die er zu heiß fand. Tante Trudchen sah bekümmert aus und entschuldigte sich wegen der Suppe.

Die Jüngeren wollten einen Streit beginnen und wurden von der Tante zur Ruhe ermahnt. Anna saß verzückt vor ihrem Teller und man sah deutlich, wie sie darauf brannte, der Tante nachher haarklein zu erzählen, wie es zugegangen, was er ihr gesagt und wie sie sich ihm gegenüber benommen. Die Mutter weilte noch immer im Frauenverein, in dem sie eine der Hauptpersonen war. Warum auch nicht? Sie wußte, daß zu Hause alles am Schnürchen lief, weil ja Tante Trudchen da war. Moderne Frauen mußten sich um die Frauenfrage kümmern, sonst ging es nie vorwärts in der Sache.

Unfreundlich, gedrückt ging die Mahlzeit ihrem Ende entgegen. Tante Trudchen atmete auf, als sich ihr Bruder in die Sitzung begab. Nun hatte sie sich nur noch um die Kinder zu kümmern. Hänschen quietschte auf seiner Violine eine neue Etüde, die ihm viel Mühe bereitete. Marie übte im Nebenzimmer eine reiche Fülle von Tonleitern und Lisbeth saß am abgeräumten Tisch und klebte Bildchen auf ein Blatt Papier, wobei sie die Hände dick mit Kleister verschmierte.

Nun war es an der Zeit, daß Anna die Tante beiseite nahm.

„Ach, Tantchen, heute war es einfach göttlich. Paul war noch nie so nett zu mir. Und wie er zu tanzen versteht! Einfach fabelhaft! Der Tanzlehrer machte ihm ein Kompliment. Weißt du, Tante, ich bin einfach rein verschossen in den schmucken Kerl. Aber davon hast du ja gar keine Ahnung, wie es einem ums Herz ist.“

„Schon gut, liebes Kind. Geh' jetzt an deine Aufgaben.“

Sie lächelte wieder ihr feines, verstehendes,

müdes Lächeln, das ihr Gesicht veredelte. Ihre Nichte war verliebt, war rein durch, wie sie sich ausdrückte. Ach, davon sollte sie nichts verstehen? Natürlich, sie war ja alt und weißhaarig, hatte eine Menge Runzeln im Gesicht. Aber einst... Wieder stieg es so seltsam in ihr auf. Was war das auch heute mit ihr?

Anna plauderte drauf los, hatte rote Wangen und heiße Hände. War er nicht schön, der Paul? Bald würde er die Universität besuchen und studieren. Was wußte sie, er konnte sogar Doktor werden. Ob er sie wohl gerne mochte?

„Sag' doch, liebes, gutes Tantchen, was meinst du?“

Die Tante meinte überhaupt nichts, sondern erwiderte nur sachlich, daß sie doch noch gar jung seien, alle beide, und daß es noch Zeit habe.

Anna erhob sich ungeduldig. Sie wollte doch gleich sehen. In einer Vase standen einige aus dem Süden importierte Blumen. Sie nahm eine und begann die weißen zierlichen Blumenblättchen abzuzupfen, indem sie leise vor sich himmelmelte: „Er liebt mich von Herzen, mit Schmerzen, ein wenig, gar nicht...“

„O, du Tantchen, er liebt mich! Hab' ich es nicht sogleich gefühlt?“

Und fort war sie, lachend, singend, die Treppe hinauf in ihr weißes Mädchenzimmer. Sie wollte, sie mußte allein sein!

Tante Trudchen saß neben klein Elisabeth, wuschte ihr mit der Schürze den Kleister von den kurzen dicken Fingerchen und half ihr, die Bildchen fein säuberlich aufzukleben. Von nebenan hörte das Akkordkonzert auf, und die Klavierspielerin wollte nun, daß die Tante ihr bei den Schulaufgaben helfe.

„Schillers Glocke haben wir auf morgen auf. Das ist so lang und schwer. Festgemauert in der Erden... Aber bei diesem Saitengequietsche kann man doch unmöglich auswendig lernen,“ grollte sie. Dann stopfte sie sich die Zeigefinger in die Ohren und begann von neuem: „Festgemauert in der Erden, steht die Form, aus Lehm gebrannt.“

„Was ist Lehm, Tante?“ fragte nun zögernd klein Elisabeth.

So ging es noch geraume Zeit hin und her, und die alte Tante hatte vollauf zu tun, um allen gerecht zu werden, um alle Fragen zu beantworten, so daß sie ihr müder Kopf schmerzte und sie froh war, als die Kinder zu Bett mußten und endlich ihre Schwägerin heimkam.

„Schon gegessen?“

„Ja, im Frauenverein. Was machen die Kinder? Sind sie artig? Schön, das ist recht. Ach! Wie bin ich müde! Frau Doktor Lech hielt einen Vortrag über moderne Kindererziehung und die Aufgabe der Mutter. Großartig, wie aus einem Guß und dabei so gelehrt und doch leicht verständlich.“

schliefen wohl schon. Die Mutter machte sich noch mit ihrer langwierigen Abendtoilette zu schaffen, eine Beschäftigung, die geraume Zeit in Anspruch zu nehmen pflegte. Die Lampe erhellte freundlich das Zimmer. Dem Ofen entströmte eine wohlige Wärme.

Tante Trudchen saß, den Blick auf die Nadeln geheftet, da und war mit ihrem Schicksal



Die Heuerlimmi im Maderanertal.

Die Mutter war zur Türe hinaus. Sie wollte das bequeme Hauskleid anziehen. Tante Trudchen aber mußte daran denken, ob es für eine Mutter besser sei, außerhalb des Hauses im Frauenverein einen Vortrag über moderne Kindererziehung mitanzuhören, oder selber zu Hause das Problem praktisch anzufassen. Doch schien es ihr, als gehe das wohl über ihren altmodischen Horizont. Das wollte sie schon lieber der jüngeren Generation überlassen.

Unscheinbar und fleißig saß sie wieder an ihrem Strickzeug. Wenn sie sich beeilte, konnten die Strümpfe morgen fertig sein.

Es war nun ruhig im Hause. Die Kinder

ausgesöhnt. Wie würde es auch ohne sie gehen? Sie war somit trotz ihres Alters noch für etwas da und war es so zufrieden. Die Kinder liebten sie, Bruder und Schwägerin waren auf ihre Art auch gut zu ihr. Was wollte sie mehr? Sie war doch nicht einsam, wie so viele ihrer Altersgenossinnen, die irgendwo in einem Asyl ihren Lebensabend verbringen mußten.

Als es zehn Uhr schlug, erhob sie sich, faltete sorgsam das Strickzeug zusammen, legte es ins Körbchen und trug es ins Nebenzimmer auf das Arbeitstischchen. Dann ging sie zur Schwägerin hinüber, die im Begriffe war, mit einer Hautcrème ihre Wangen zu massieren,

wünschte freundlich gute Nacht und begab sich in ihr Schlafzimmer neben dem Arbeitszimmer. Ihre Toilette war kurz. Das spärliche Haar baumelte bald in einem dünnen Zöpfchen über ihren Rücken. Nun noch ins altväterische Nachthemd, das bis auf den Boden reichte, das Häubchen auf den Kopf gebunden, und sie konnte von der Tagesarbeit ausruhen. Wie sie so da stand, schmutzlos und zitterig, das gutmütige Gesicht von der Lampe mild erleuchtet, zauderte sie noch, horchte gespannt, ob sie nichts höre, und schlüpfte dann verstohlen auf bloßen Füßen, als fürchte sie, entdeckt zu werden, ängstlich ins Nebenzimmer zum Arbeitstisch, dem sie mit raschen, erregten Bewegungen die Photographie entnahm.

Dann ging sie zu Bett, deckte sich gut zu und vertiefte sich noch lange in den Anblick des jungen Mannes, dessen Bild sie in Händen hielt. Ihre alten rotumrandeten Augen wur-

den naß. Leise fuhr sie mit ihrer weichen knochigen Hand über die Augen und Wangen des Bildes, legte es dann weg und schaltete das Licht aus.

Erst spät vermochte sie heute abend einzuschlafen. Alte Erinnerungen stiegen in ihr auf. Nun ließ sie ihnen freien Lauf; denn sie hatte nichts anderes mehr zu tun. Ob er jemals gewußt, daß sie ihn so lieb gehabt? — Sie, die nie für sich Zeit gefunden.

Um sie lag die dunkle Winternacht. Durch das Fenster warf eine vor dem Hause stehende Laterne ihren matten Schimmer und ließ Umrisse der Eisblumen auf den Scheiben erkennen.

Die Hände auf der Decke gefaltet, lag Tante Trudchen da und träumte mit offenen Augen. Auch sie hatte einst geliebt, aber keine Zeit dazu gefunden. Nun war es vorbei, und sie gab sich zufrieden wie immer, da sie es so gewohnt war, nur für die andern und nicht für sich zu leben.

Aphorismen

von Lisa Wenger.

Wisse, was du wert bist, aber lasse niemand merken, daß du es weißt. —

Heirat ist noch lange keine Ehe. —

In der Ehe ist die Zunge der gefährlichste Dritte. —

Die Trennung des Ich in gut und böse ist eine Erkenntnis, keine Entschuldigung. —

Mit Worten ist noch kein Kind erzogen worden. —

*) Lisa Wenger: Was mich das Leben lehrte. Mit einem Geleitwort von Maria Waser. Verlag Grethlein & Co., Zürich. Preis Fr. 3.80.

Das Büchlein, das zu der Dichterin 70. Geburtstag (23. Jan. 1928) erschien, enthält eine liebevoll anerkennende Huldigung vonseiten einer andern be-

Wille führt zur Tat, Eigensinn in Sackgassen. —

Kein neuer Gedanke, der nicht seine Ahnen hätte. —

Verzeihen können, ist meist eine Frage der Zeit. —

Die Kraft des Mannes heißt Ausdauer, die der Frau Geduld. — *)

deutenden Schriftstellerin und, auf etwa 30 Seiten, eine schöne Reihe Gedanken und Erfahrungen, die Lisa Wenger aus ihrem reichen Leben geschöpft hat. Sie mögen viele Leser zum Nachdenken anregen und ihnen den Sinn für die wahren Werte des Daseins schärfen.

Kunst und Liebe.

Von Ewald Silvester.

Man liest in unseren Tagen viel über berühmte Liebespaare; die Memoiren- und Briefwechselliteratur schießt förmlich ins Kraut. Dazu kommen noch die Romane, die über Künstler so zahlreich geschrieben werden. Der Laie stellt sich ja auch den Künstler so gern als einen ganz anderen Menschen vor, als er selber ist. Und doch, wie wenig Künstler sind als Menschen eigentlich interessant! Ihre Kunst kann es in hervorragendem Maße sein, ebenso die Beziehungen ihrer Kunst zu Künstler und Welt,

aber das Menschentum wird nur zu oft von anderen für andere erst interessant gemacht.

Das Gefühl, das in seinen tiefinnerlichen Ursachen und Schwingungen, in seiner Reizbarkeit und Stärke bei geniebegabten Künstlern das feinste Sinnesorgan, das Gnadengeschenk der Muse und das lebendigste Werkzeug ist, verlangt von dem Schwesterorgan, das mit ihm in engste Beziehung treten soll, eine gleiche oder wenigstens ähnliche Abstimmung, Aufnahmefähigkeit oder aber auch Steigerungs- und Ent-